

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1907**

103 (4.5.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 18

Von den Himmelserscheinungen im Mai.

Von Georg Kaestner in Bremen. (Nachdr. verb.)

Das starke Emporsteigen der Sonne zur Sommerjonnentide macht sich gegenwärtig hauptsächlich durch den frühen Auf- und den stets sich verspätenden Untergang der Sonne bemerkbar. Um 3 Uhr morgens beginnt bereits die Dämmerung, und am Abend ist 9 Uhr schon lange vorüber, wenn die Nacht ihre Schatten auf die Erde senkt. Vom 18. Mai ab ungefahr sinkt bei uns die Sonne auch bei ihrem untersten Stande in der Nacht oder bei ihrer unteren Kulmination, wie die Astronomen sagen, nicht mehr unter den Dämmerungstreis hinaus. Der Schein der Sonne dämmert dann die ganze Nacht zu uns herüber. Es beginnt die Zeit der hellen Nächte, bei denen die Abenddämmerung unmittelbar in die Morgenämmerung übergeht und den Glanz der schwächeren Sterne namentlich am südlichen Horizont gänzlich überstrahlt.

In den letzten Tagen des April hat sich die Sonne bereits soweit dem Wendepunkt des Kreises genähert, daß sie bis zum Sommerjonnentilstand nur noch etwa 8 1/2 Grad in der Breite, das sind etwa 17 Vollmondbreiten, zurückzulegen hat, und von diesen entfallen 7 Grad = 14 Vollmondbreiten auf den Mai.

Der Kalender versteht im Monat Mai die Sonne in das Zeichen des Stieres, obwohl das gleichnamige Sternbild vom Tagesgestirn erst im Laufe des Juni durchwandert wird und in der jetzigen Jahreszeit kurz nach Sonnenuntergang tief unter am Westhimmel noch in seiner ganzen Ausdehnung zu sehen ist. Dieser Widerspruch hat sich im Laufe der Jahrtausende herausgestellt; er hat seinen Grund in dem langsamen Vorrücken der Nachtgleichenpunkte, worüber wir uns gelegentlich noch mal unterhalten werden.

Ueber das Jodakallid, jenem merkwürdigen in der Höhe spät zu-laufenden Lichtschimmer, den wir an sehr klaren Abenden zuweilen zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleichen nach dem vollständigen Erlöschen der Dämmerung an derjenigen Stelle des Horizontes sehen, wo die Sonne unterging, sind neuerdings von Prof. Dr. Seeliger, dem Direktor der Münchner Igl. Sternwarte, neue Untersuchungen angestellt worden, über die er in der hiesigen Akademie der Wissenschaften berichtete. Er führte aus, daß nur in ganz wenigen Fällen das Newtonsche allgemeine Massenanziehungsgezet zur vollständigen Verfolgung der in unserem Planetensystem beobachteten Bewegungen scheinbar nicht ausreicht. Denn die größte Abweichung der berechneten und beobachteten Bahnen im Planetensystem ist eine von Leverrier entdeckte Bewegung des Perihels der Merkurbahn, d. h. diejenige Stelle seiner Bahn um die Sonne, mit der er sich der Sonne am meisten nähert, rückt in jedem Jahrhundert um etwa 40 Bogenminuten vor, wie Leverrier entdeckte. Der Grund dieses Widerspruchs zwischen Theorie und Beobachtung beruht nach Seeligers Annahme darauf, daß die Einwirkung sein verstreuter Materie innerhalb des Planetensystems auf die Planeten nicht genügend berücksichtigt worden sind. Diese fein verstreute Materie bietet den Anblick des Jodakallid oder Lichtschimmers dar. Bei den aus der Sachlage folgenden naheliegenden Annahmen über die Mächtigkeiten der Dichte in dem Gebilde des Lichtschimmers gelingt es in der Tat, alle bisher bemerkten Widersprüche zu beseitigen. Die Dichte der Massenverteilung kann dabei äußerst gering sein. Selbst im Größtwerte braucht nur in jedem Kubikkilometer sich eine Masse vorzufinden gleich der eines Würfels Wasser, dessen Seitenlänge kaum 1/4 Meter beträgt.

Von der Welt der großen Planeten ist jetzt sehr wenig zu beobachten. Merkur bleibt wieder gänzlich unsichtbar, und auch die Venus ist während des ganzen Monats nur wenig über 1/4 Stunde als Morgenstern im Osten zu sehen. Saturn, der sich immer mehr der Sonne nähert, wird Mitte des Monats auf kurze Zeit des Morgens im Osten sichtbar. Mars ist noch am längsten zu beobachten. Er geht von Mitte des Monats an bereits vor Mitternacht auf; die Dauer der Sichtbarkeit nimmt wieder langsam zu bis auf 2 1/2 Stunden am Ende des Monats.

Jupiter ist anfangs noch 2 1/2, am Ende des Monats nur noch 1 Stunde lang vor seinem Untergange im Nordosten sichtbar. — Im Vorjahre wurde seitens der französischen Astronomischen Gesellschaft die gleichzeitige Beobachtung des Planeten Jupiter durch eine größere Zahl von Beobachtern mit sehr ungleichen Fernrohren organisiert. Im Bulletin dieser Gesellschaft vom April 1907 beginnt Herr J. Mascart, Astronom an der Sternwarte zu Paris, die Veröffentlichung der seit Januar 1907 eingegangenen Zeichnungen. An der Unterzeichnung haben sich 36 Beobachter beteiligt. — Diese Arbeiten sind sicher von sehr großem Nutzen für die Unterscheidung von wahren und scheinbaren Einzelheiten auf der Jupiteroberfläche und für die Beurteilung des Einflusses der Fernrohrgröße und -Güte, des Klimas und der Auffassungsart des Beobachters. Die detailliertesten Zeichnungen sind von den Herren W. Amann in Aosta, dem ein 6 1/2zölliges Instrument zur Verfügung steht, Ph. Jauth in Lambühl (Sechszöller) und S. Sansch, der einen 15-Zöller in Kullowa benutzt, geliefert worden. — Im einzelnen weisen die Bilder unter sich stark voneinander ab. Eine Zeichnung von Hansky zeigt einen vom Aussehen der Marskanäle! Die Herrn Mascart zugefallene Aufgabe, das Gesamtergebn der verschiedenen Darstellungen herauszufinden, ist offenbar sehr schwierig.

Die Fixsterne h m e l hat schon ein recht sommerliches Gepräge angenommen. Um 10 Uhr abends steht gerade über unserem Scheitel der Bootes mit dem hellen Sterne 1. Größe Arcturus, dicht daneben, etwas westlich, das halb kreisförmige Sternbild der nördlichen Krone mit dem hell funkelnden Sterne 2. Größe Gemma. Zwischen diesem Wibe und dem der Reier mit der hellen Bega.

dem himmlischen Einheitslichte, finden wir den ausgedehnten und wenig charakteristischen Hercules, in dem uns das Fernrohr einen wunderbaren Sternhaufen aufzeigt, der wie ein Haufen ausgeworfener Diamanten sich ausnimmt. Nördlich von diesen Bildern erbliden wir den Pol herumwindet. Im Westen befinden sich um diese Zeit die Zwillingsterne Castor und Pollux bereits im Untergange; ihnen folgen etwa um Mitternacht auch der Löwe mit Regulus.

Eine merkwürdige Tatsache fand Herr Kiffen, ein Astronom der Lichtsternwarte, bei der Aufstellung einer Statistik der Doppelsterne nördlich vom 60. Grade. Das ist die Kugelkappe des Himmels, die sich 60 Vollmondbreiten um den Pol (Polarstern) herum gruppiert. Sie ist von den Herren Sufsey und Kiffen genau auf Doppelsterne abgesehen, deren Hauptstern 9. Größe oder heller ist und deren halbillionter Teil des Kreisumfanges beträgt. Es stellte sich nämlich heraus, daß in den sternreichen Gegenden, also besonders in der Milchstraße, der Prozentsatz der Doppelsterne fast doppelt so groß ist wie in den sternarmen Gegenden. Dabei ist die Größe der Entfernung der Einzelsterne eines Doppelsternpaars voneinander ohne Belang. Man erlernet daraus, daß die Sterne zusammengehören, je ein Sternsystem bilden, nicht bloß zufällig beieinander gesehen werden, weil sie von uns aus gesehen, hintereinander stehen.

Sonderbarkeiten aus der chemischen Nomenclatur.

(Nachdr. verb.)

Wer die Sprache einer Wissenschaft versteht, hat schon manches von der Wissenschaft selbst. Fördert uns ja schon im gewöhnlichen Leben die Bekanntschaft mit den technischen Ausdrücken eines Gewerbes höchst wesentlich, wenn wir mit demselben in Verkehr zu treten haben. Noch größer ist aber in den Wissenschaften die Bedeutung der Nomenclatur (Namengebung), speziell in den beschreibenden Naturwissenschaften.

Die Sprache der Wissenschaft hält mit der Ausbildung derselben gleichen Schritt, ja, sie teilt, sie reflektiert gewissermaßen deren Schicksal; die Irrtümer und Abwege, auf die jene gerät, werden sie auch in sprachlichen Verzerrungen erkennen lassen.

Die chemische Nomenclatur insbesondere hat nun die Aufgabe, eine außerordentlich große Anzahl von Stoffen zu bezeichnen, denselben einen Namen zu geben. An letzteren wird überdies die Anforderung gestellt, daß er über die Natur des Stoffes, über seine Zusammenfassung und Stellung im chemischen System, wenn auch nicht vollen Aufschluß, so doch eine orientierende Andeutung gebe. Hierzu kommt noch die praktische Anforderung, daß die Namen möglichst kurz und geläufig sind, sowie die ästhetische, daß sie dem Öhre mindestens nicht weh tun. Nur wenige Leser mögen ahnen, welche Schwierigkeiten diese Bedingungen einschließen und in welche Verlegenheit der Chemiker geraten kann, der in dem Falle ist, neuen Dingen einen Namen zu geben.

Solche Schwierigkeiten waren freilich nicht vorhanden, solange der Schatz chemisch bekannter und verwendeter Stoffe noch ein geringer war. Die Namen derselben trugen, dem gewöhnlichen Leben entnommen, sogenannte Trivialnamen, die ja für viele Stoffe noch heute in Uebung sind und der Kürze und Bequemlichkeit wegen für immer darin bleiben werden. Die Verbindung von Wasserstoff mit Sauerstoff nennen wir Wasser, während sie allerdings mit dem systematischen Namen „Wasserstoffoxyd“ zu bezeichnen wäre.

Als jedoch außer dem von der Natur unmittelbar gelieferten Stoffe allmählich aus den Metallen und Legeln der Alchimisten neue Substanzen hervorgegangen, so erhielten dieselben meistens Namen, bei deren Wahl man sich von gewissen äußerlichen Ähnlichkeiten leiten ließ. So wurde das grüne, schwefel-saure Eisenoxyd, wegen seiner Ähnlichkeit mit der m-Blase, Vitrum, in frühester Zeit grüner Vitriol genannt; eine ölarartige Flüssigkeit, die man durch Destillation aus dem Vitriol gewann, erhielt den Namen „Vitriolöl“. Flüssige Körper pflegte man mit den Ausdrücken Geiße oder Ätzer zu bezeichnen. Stoffe, in welchen die wirksamen Teile eines Körpers in besonderer Konzentration oder Reinheit enthalten glaubte, wurden als Essenzen und Alkohole bezeichnet. Es konnte daher nicht fehlen, daß mitunter die innerlich verschiedensten Dinge nach un-wesentlichen äußerlichen Merkmalen in gemeinsamer Benennung begriffen wurden, wie z. B. Weingeist und Salmiakgeist; Alcohol vini; was gleichbedeutend ist mit Weingeist, und Alcohol ferri, was nichts anderes ist, als höchst fein ge-pulvertes Eisen. Zu welchen Sonderbarkeiten dies führte, erhellt daraus, wenn wir Namen mitteilen, wie Schwefeläther, Schwefelmilch, Kalkmilch, Weinstein-rahm und Antimonbutter Vitriolöl, Bleisüßig und Weizuder — Namen, die viel mehr der Kluge als den Laboratorium entziehen scheinen. Andererseits wurden manche Namen nach den fabelhaften Wirkungen der Magie und Habbala gebildet. Das Gold wird Sonne (sol), das Silber Saturn (luna) genannt. Das Kupfer heißt Venus (Cypris), das Blei — Saturn; Zinn — Jupiter; Eisen — Mars, endlich das Quecksilber — Merkur, ein Name, der im Französischen und Englischen bis heute sich erhalten hat.

Systematische Namen, die zugleich die Anhaltspunkte für Zusammensetzung und Stellung des Stoffes bieten, konnten erst entstehen, als die Wissenschaft selbst voranschritt und Systeme zu entwickeln begann. Allein unglücklicherweise führten mehrfache Wechsel in den Ansichten über die Natur der Körper entsprechende Wechsel in System und Namen mit sich, so daß ein und derselbe Stoff die ver-

den kleinsten Verhältnissen und bietet genuehrliche Erholungsstunden für jung und alt. Die Aquarienkunde hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Es existieren fast in jeder größeren Stadt Vereine, die diese Liebhaberei pflegen. Wer sich für diese Liebhaberei interessiert, schreibe sich einem solchen Verein an. (In Karlsruhe: Verein von Aquarien- und Terrarienzweunden, Lokal Landtschnecht.)

Allerlei.

„Die Meisterkresser von Nürnberg.“ Unter dieser Epithete bringt der Kunstwart einen Beitrag zur Kulturgeschichte Neu-Nürnberg. „Es klingt ja etwas bespottlich“, schreibt die genannte Zeitschrift, „wenn man's so liebt: die „Kresser“, aber es kann wohl nicht beleidigend sein, denn der Ausdruck ist Selbst-einschätzung. Nach dem neuesten Nürnberger Adreßbuch nämlich gibt es dort als eingetragene gefellige Vereine neben einem Schmausverein und vier Eßvereinen noch 62 — schreibe fünfzig und zwei — Freßgesellschaften, Freßvereine, Freßclubs usw. Die meisten sind nach der Stadigeordnet benannt, aber manche haben auch noch sehr schöne Sondernamen, zum Beispiel: Freßverein „Wis er plagt“, Freßverein „Die Affen“, Freßverein „Hau di o“, Freßverein „Kimmer-satt“, Freßverein „Lou de gout“ (Lu dir gut), Freßverein „Unauffhörlich“, Freßverein „Wiederer“. Daseinsgewerd der Freßvereine ist, so lange Geld zu sammeln, bis ein ordentliches Fressen gehalten werden kann. Nicht zu ersehen ist nur, ob man alsdann in der Stadt der alten ästhetischen Kultur zu Ehren Dürers und Bayers, Hans Sachsens und Pirckheimers oder ihrer würdigen Nachfahren im heutigen Nürnberg fröhlt.“

Wege zum Selbstmord. In London hat sich jüngst ein junger Mann wegen der lebendigen „Venus von Milo“ auf höchst sonderbare Weise sein Leben gebracht. Er führte sich nämlich einen Nagenschlauch ein, um sich nicht die Speise-zähne zu zerähen und pumpte das Gift dann mittels eines Gummiballens in den Magen ein. Diese merkwürdige Wahl in den Mitteln ist eine Erscheinung, die man gelegentlich, wenn auch nicht oft findet. Häufiger findet man jedoch, daß die Phantasie über die Wirkung der Lat eine Rolle bei der Wahl des Ortes und des Mittels spielt. Hierher gehört der Selbstmord vor einem großen Publikum im Theater, im Zuschauerraum sowohl als auf der Bühne. Alle Selbstmörder verwenden aber begreiflicherweise die größte Sorge darauf, möglichst schmerzlos und schnell aus dem Leben zu scheiden, sofern es sich nicht um einen Selbstmord handelt, der in heftigster Aufregung erfolgt, wo unter dem ersten Eindruck das nächst-beste Mittel gewählt wird, das Erfolg versprechen kann. Unter den Einflüssen auf die Art des Selbstmordes ist die Nachahmung von größter Bedeutung, ferner Volkssitten, Gebräuche usw. Darauf dürfte auch der Einfluß der Nationalität zurückzuführen sein. Bei den Deutschen und Scandinaviern, sowie bei den nördlichen Slavenstämmen überwiegt, wie Dr. Karzat in der Wiener Klinischen Rundschau ausführt, der Tod durch Erhängen, bei den südlichen Slaven wie bei den romanischen Völkern dagegen der Tod durch Erschießen. Von den Italienern ebenso wie von den Japanern enden viele durch Ertrinken, vielleicht weil das Meer dazu relativ viel Gelegenheit bietet und nicht durch Räte abschreckt. Die Engländer enden dagegen, abgesehen ihr Land ähnliche Verhältnisse bietet, zwar auch oft durch Ertrinken, aber noch häufiger durch Erhängen.

Die japanischen Gehege gestatten den zum Tod verurteilten Abgelagten statt der Hinrichtung den ehrenvollen Tod durch Selbstkaufschützen des Bauches. Diese Art Selbstmord gilt überhaupt als sehr ehrenvoll, wird namentlich auch zum Schutz der beleidigten Ehre ausgeführt, während sie bei den europäischen Völkern nur sehr selten und dann meist nur bei Betrunknen und Geisteskranken vorkommt. Die Chinesen lieben dagegen die blutigen Methoden nicht, sie nehmen Opium. Die alten Römer durchschritten sich die Adern und durchbohrten sich mit dem Schwert. In Paris wiegt der Selbstmord durch Ertränken und Kohlenoxyd-bergiftung vor, in Wien die Vergiftung durch Cyankali, in Prag seit jeher das Phosphor. In Neapel sterben 60 Prozent der Selbstmörder durch Erschießen und 30 Prozent durch Sturz aus der Höhe. In Mailand spielen die Vergiftungen eine große Rolle. Gebildete Nationen wählen im allgemeinen sanftere Todesarten, zu denen auch die Schutzwaße gezählt wird.

Humoristisches.

Auf einer mitteldeutschen Hofbühne hatte ein Tenor gastiert, der sollte nun die Ehrenmedaille für Kunst und Wissenschaft erhalten. Aber welche? Die silberne oder die goldene? — Das war die große Frage. Der Intendant stimmte für die goldene, denn der Tenor war ein berühmter Tenor.

Der Oberhofmarschall für die silberne. „Denn“, sagte er, „traditionell bekommen nur Künstler, die ganz umsonst gastieren, die goldene. Der Tenor aber hat sich die Reisespesen ersparen lassen.“ Er bekam die silberne Medaille. Am nächsten Tage erschien er zur Abschiedsaudienz mit der... goldenen. „? ? ?“ „Ich habe sie mir auf eigene Kosten vergolden lassen“, erklärte er bescheiden.

Heinrich Waltrops Sohn, Vereintigte Papierfabriken, lag auf dem Sterbebette. Er hatte vor vier Jahren zum zweitenmale geheiratet. „Gami, du erbt jung und unerfahren das ganze große Unternehmen. Daß es nicht zu Grunde gehen. Versprich mir, daß du den Proturisten heiraten wirst — dann kann ich ruhig sterben.“ „Heinrich“ sprach sie mit tränenerfüllter Stimme. „Du kannst ruhig sterben. Ich bin mit ihm so gut wie verlobt.“ (Roda Roda im Simpl.)

Viehmarktsgargon. „Vierhundert Mark willst du für das Vieh? Ja, kann es denn seiltanzen oder bläst es das Klarinet? Ich geb dir dreihundertzwanzig und laß noch lesen a heilige Mess“ für dei selbige Großmutter.“ (Simpl.) Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. u. E., Karlsruhe i. B.

Antwort ist nicht leicht zu finden, aber wahrscheinlich dachte er sich ebensovienig dabei, wie seine Nachahmer, — die sich ja zuweilen aus den Kreisen derer rekrutieren, die das Denken als eine ziemlich überflüssige menschliche Nebenbeschäftigung anzusehen gewohnt sind.

Aus allen Gebieten.

Wälderkunde.

Die Stammväter der Buren. Unter den bursischen Stammvätern versteht man die Einwanderer in Südafrika, welche sich vor dem Bestehen der Engländer dort niedergelassen haben. Es sind im ganzen nur 1626 und von diesen ist die Herkunft von etwa 1400 bekannt. Ueberrasschenderweise zeigt sich, daß über die Hälfte (745) aus dem jetzigen deutschen Reichsgebiet und nur ein Viertel aus Holland stammt. Zu den Reichsdeutschen kommen noch 84 Schweizer und 2 Oesterreicher, zu den Holländern noch 23 Belgier. Aus allen romanischen Ländern zusammen stammen nur 74, aus den skandinavischen 66, aus den slavischen 9, aus England 3 und aus Ungarn 1. Auffallend viele „Buren“ d. h. Bauern stammen aus größeren Städten. Das niederdeutsche Element hat aber durchweg über das hochdeutsche gestiegt und zwar, weil unter den allerersten Ansiedlern mehr Holländer als Deutsche waren und dann, weil bei den Stammvätern das holländische Element vorwiegt (800 Holländerinnen gegen 78 Deutsche). Die Sprache der Mutter ist aber immer das entscheidende Moment gewesen, so daß der Deutsche schon eine Sprache als feste Landessprache vorfand, als er einwanderte. Bei den Holländern kam fast auf jeden männlichen Einwanderer eine einwandernde Frau; bei den anderen Nationen ist der Unterschied sehr groß, so daß oft die Töchter des Landes geheiratet wurden und den Mann in Sprache und Gesittung ihres Volkes hinüberzogen, wie es überall in Ländern mit starker Einwanderung heute noch zu konstatieren ist.

Medizinisches.

B. Ueber die Abtötung von Batterien durch Licht haben die Herren Thiele und A. Wolf im Archiv für Ophthologie eine Arbeit veröffentlicht, die sich vornehmlich zur Aufgabe stellte, nachzuweisen, ob die Tötung der Batterien durch Licht direkt oder indirekt zu stande kommt, insbesondere, ob dabei gewisse Oxydationsprodukte nachweisbar sind und ob die Gegenwart des Sauerstoffs von Einfluß ist, sowie schließlich, welches Strahlengebiet im wesentlichen wirksam ist. Als Lichtquelle wurde dabei das elektrische Bogenlicht gewählt, weil dieses die heftigste Lichtquelle ist und infolgedessen in der Ausübung verschiedener Strahlennarten am reichhaltigsten ist. Die Versuche ergaben, daß die Tötung der Batterien lediglich durch das Licht bewirkt wird, da ein indirekter Einfluß durch Oxydation des Wassers nicht nachweisbar ist. Die Tötung der Batterien erfolgte unter den Versuchsbedingungen in 15 Minuten, bei Versuchen, in denen eine Quecksilberbogenlampe sehr nahe gebracht wurde, in der halben Zeit. Die Bestimmungen bezüglich der Strahlenarten, die vorzüglich geeignet sind, Batterien zu töten, ergaben, daß das die Lichtstrahlen mit einer Wellenlänge von 265 bis 800 Mikromillimeter, also die ultravioletten Strahlen sind.

Pflanzenkunde.

Ueber die Aquariumpflanze. Wer sein Aquarium bepflanzen will, hat jetzt die beste Gelegenheit dazu, weil im Frühjahr die vom Freien eingebrachten Wasserpflanzen am besten gedeihen. In Wassergräben, Kumpeln, Seen und namentlich in Altmaasern der Flüsse findet man in gegenwärtiger Jahreszeit frische Triebe der für das Aquarium geeigneten Wasser- und Sumpfpflanzen. Besonders zu empfehlen sind, namentlich für den Anfänger, an Unterwasserpflanzen das Kaufmannblatt, das Hornblatt, die kanabische Wasserpest, das schwimmende Pfeilkraut, das Quellaos; an Sumpfpflanzen der Froschlöffel, das gewöhnliche Pfeilkraut, das Quellmoos; an Sumpfpflanzen der Froschlöffel usw. Außerdem kann man in neuerer Zeit von Gärtnern schöne ausländische Wasserpflanzen für billiges Geld beziehen. Am zweckmäßigsten setzt man die Pflanzen in Blumentöpfe. Für Unterwasserpflanzen genügt die allerkleinste Sorte. Das Abzugsloch am Boden des Topfes wird mit einem kleinen Korf oder mit Zement verschlossen, dann bringe man Moosere mit Kelm trocken gemischt in den Topf, feuchte das Gemisch leicht an und bedecke es mit einer ca. 2 Zentimeter hohen Schicht rein gewaschenen Flußsand. In eine mit dem Finger gemachte Höhlung lege man die Pflanzen ein und drücke den Sand wieder leicht an. Den Boden des Aquariums bedecke man mit gut gewaschenem Kies und Flußsand. In diesen Bodenbelag drücke man die Blumentöpfe ein. Zum Einfüllen des Wassers bedecke man die Pflanzen mit einem mehrfach zusammengelegten Papier und gieße auf dieses Wasser vorsichtig auf, damit der Grund nicht aufgewühlt wird. Bevor die Pflanzen gut angewachsen und gedeihen sind, also in der Regel nach vor 14 Tagen, dürfen keine Fische eingesetzt werden. Man begnüge sich vorläufig damit, einige kleine Exemplare der überall leicht zu findenden Rosthornschnecken einzusetzen, die sich bald reichlich vermehren und später den Fischen durch ihre Brut willkommene Nahrung bieten werden. Ist das Aquarium zum Einsetzen der Fische geeignet geworden, so hüte man sich vor Ueberfüllung. Ein einziges Pärchen irgend eines Fisches, das den Größenverhältnissen des Aquariums angepaßt ist, ist die vorteilhafteste Befegung. Für ganz kleine Aquarien eignen sich vor allem die kleinen Lebendgebärenden (Gardinus candimaculatus und decem-maculatus, Gambusia, Solbrooki usw.). Für mittelgroße Aquarien Sticksche, Witterlinge, Prachtbarben, Makropoden usw. Für größere Aquarien Goldfische, Weißfische, Ellritzen, Guckstos, Sonnenfische usw. Will man mehrere Sorten zusammenhalten, was nicht zu empfehlen ist, da sich selten solche gut miteinander vertragen, so hüte man sich insbesondere davor, Raubfische mit Friedfischen zusammenzubringen.

Ein richtig angelegtes und bepflanztes Aquarium bedarf keines Wasserwechsels, man hat nur das verdunstete Wasser nachzufüllen. Nur bei gemachten Fehlern, namentlich Ueberfüllung und übermäßiger Fütterung, tritt Krübung des Wassers und damit die Notwendigkeit des Wasserwechsels ein. Die Hausfrauen, welche bei dem Wort Aquarium wegen der nach ihrer Meinung zu befürchtenden Wasserfubel einen gelinden Schrecken bekommen, dürfen daher beruhigt sein. Ein Aquarium ist eine reiche Fundgrube naturwissenschaftlicher Kenntnisse, es verschafft eine reine Freude an der Großartigkeit der Natur auch in

Ein Salz, dem wir jetzt den Namen „Schwefelsaures Kali“ geben, führt nicht weniger als die folgenden Namen: Sal polychrestum Glaseri; Sal de duobus; Strazum duplicitatum; Tartarus vitriolatus; Sal phas Lixivae Kali seu Potassae; endlich Kali sulphuricum!

Andererseits war es mehrfach die Sucht, neue Systeme mit entsprechenden Bezeichnungen zu bilden, welche bemüht war, die Chemie mit neuen Namen zu bereichern, ein Bestreben, an welchem in der Regel die Eitelkeit mehr Anteil hatte, als die Befähigung. Gaben doch die übrigen beschreibenden Wissenschaften ein Mehreres erfahren müssen, hören wir doch von Seiten der Botaniker und Zoologen die lautesten Klagen über das Ueberhandnehmen einer alles überwachsenden Synonymie.

Als Beispiel der Verirrungen, welche auf jenen Gebieten vorgekommen sind, selbst nachdem Sinne seine meisterhafte Nomenclatur aufgestellt hatte, führen wir einen Botaniker Bergere an, der allen Erstes jeder Pflanze einen Namen verleihen wollte, in welchem alle Charaktere derselben enthalten wären. Hören wir einige Beispiele: Die bekannte Melisse nennt er: Soenaeazara; den Lavendel: Soeniazera; die rote Taubnessel: Nipistaofoajaz; den Quendel: Qiagyafaoasaz, und die Pfefferminze: Qiagyafaojoaz! — Namen, die uns Besessenen wären, wenn sie nicht Jugenkrämpfe verursachten.

Nichtselten vorkommt bei dieser Vorgang Nachahmung auf chemischem Gebiet gefunden. Man versuchte es, den chemischen Verbindungen Benennungen zu erteilen, welche die Namen und die Anzahl der in denselben enthaltenen Atome angeben sollten. Sehen wir, zu welchem Erfolg dieses führt. Die gewöhnliche Krebseis, die bei uns kohlensaurer Kalk heißt, nennt er: Calcicaproxiatria; den Feldspat Kali alisiloxi — monatriadodecaoct!

Tropdem wir geneigt sind, dergleichen Einfälle zu belachen, müssen wir freilich zugeben, daß wir es hier mit keinem völlig überwandenen Standpunkte zu tun haben. In neueren chemischen Abhandlungen begegnen wir Namen, die an Länge und Wohlklang den obigen wenig nachstehen, und vorzugsweise ist die organische Chemie darin produktiv. z. B. Fuscocobaltiacsaz; Sultophenybenzocuminiylamid.u. a. m. Eine Reihe, die sich noch lange im dümmsten Wechsel fortsetzen ließe.

Und doch können wir gegen die Urheber dieser Namen weniger streng sein, denn letztere beziehen sich meist auf chemische Verbindungen, herorgegangen als Umsetzungsprodukte organischer Körper aus den Händen der Chemiker, für welche kurze Trivialnamen nicht vorhanden und nicht leicht zu schaffen sind.

Zum Schluß die Bemerkung, daß indessen auch die gewöhnlicheren chemischen Benennungen dem mit der Wissenschaft nicht Bekannten fremd klingen und unverständlich sind, sobald hierin die Hauptschwierigkeit liegt für allgemein verständliche chemische Abhandlungen und Vorträge. Dr. K. Schöbler.

### Zur Geschichte der Rheingold-Gewinnung.

G. Gemeint ist die Goldwascherei am Oberrhein unweit der „wunderbarsten Stadt Strazburg“. Aus den Tagen meiner Kindheit erinnere ich mich noch dunkel, die Retorte dieses Erwerbszweiges kennen gelernt zu haben. Wir für die Freischütler der badischen Revolution begeisterten Knaben ließen uns jene Stelle am Rheine zeigen, wo der alte Demokrat Krämer im badischen Dorf Marlen nächstherdeweile so manchen politischen Flüchtling mit dem Rauchen über den Rheinstrom setzte, damit das Asyl in Frankreich die Opfer des preussischen Ständrechts oder der badischen Reformen verringere. Damals, vor über 40 Jahren, als wir von der auri sacra fames (vom Goldhunger) unbefleht, im Rheinlande nach Dulden-Samen suchten, war wegen der fortschreitenden Rheinverkorralion die Goldwascherei im Sterben. Es wurde behauptet, ein Goldwascher könne es bei außerordentlicher Fertigkeit auf das Wochenquantum von 3 Goldlothen bringen; vor der Rheinorrektion sei die Ausbeute noch ergiebiger gewesen. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lieferten unsere badischen Goldwascher den erbeuteten Goldbestand an einen Apotheker ab, der ihnen den Gewichtswert ausbezahlte, nämlich für 18 Kronen gleich 3 Loth 65 Gulden, das Gold einschmolz und an die staatliche Münzverwaltung ablieferete. In einer Mitteilung des Regierungsblattes, Karlsruhe' Zeitung, befindet sich die Feststellung, daß die Apotheken der beiden Dörfer Rheinischosheim und Lichtenthan in der Zeit von 1852 bis 1856 noch für 10346 Gulden Rheingold eingeschmolzen haben.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts war die Goldwascherei ein fiskalisch organisiertes Geschäft. Es wurden nur solche Personen offiziell damit beauftragt, die eine erfolgreiche Lehre durch ein Examen nachweisen und gleichzeitig eine hinreichende Kaution aus eigenem Vermögen stellen, um dadurch für jeden Nachteil des Verfalls haften zu können. Die treue Ablieferung des Rheingoldes an die herrschaftliche Kasse gelobten die Goldwascher bei ihrer amtlichen Verpflichtung, wobei sie gleichzeitig eine „Rekognition“ zu bezahlen hatten. Die Zulassung solcher Pächter war nach der Zweckmäßigkeit beschränkt. Später jedoch führte man auch hier das freie Spiel der Kräfte ein; die Verpachtungen hörten auf und man ließ so viele herbeikommen, als sich nur nach dem Golde drängten. Es wurden Bezirksinspektoren aufgestellt, von denen die Leute in Arbeit genommen und zur Goldablieferung für einen affordierten Preis vertragmäßig verpflichtet wurden. Diese Inspektoren, welche auch die Goldschmelze besorgten, begannen nun die einheimischen Arbeitskräfte durch fremde, auch ausländische, zu beeinflussen. Die Regierung erhöhte den Preis für die Krone von 4 auf 6 Gulden angeblich zu dem Zweck, also der Golduntererschlagung vorzubeugen. Sie sah sich aber bald genötigt, die Bezirksinspektoren durch verpflichtete staatliche Sachverständige zu ersetzen, die man entsprechend der von ihnen an die Apotheken abgelieferten Goldmengen honorierte.

### Von der Kartoffel, ihrem Entdecker und ihrem Sänger.

Wir leben in der Zeit der Zweifel. Auch der Wert der Kartoffel steht nicht mehr auf den festen wissenschaftlichen Füßen wie bisher. Weder ihr eigentlicher Nährwert, noch ihre Bedeutung als Nahrungsmittel. Als letzteres scheint sie mehr geschadet als genützt zu haben. Es ist eine Vorpiegelung falscher Tatsachen, wenn man einem mit Kartoffel gekosteten Menschen beibringen will, er sei nun auch richtig ernährt. Es ist nur eine fälschliche Täuschung des Hungergefühls und in Deutschland sterben jährlich tausende von Menschen, die sich dieser fortwährenden Selbsttäuschungen hingeben, schließlich am langsamen Hungertod.

Und doch hat der Entdecker der Kartoffel ein Denkmal und die Knollenfrucht hat einen Volksdichter zu einem Loblied begeistert. Das Denkmal steht, wahrscheinlich als einziges in ganz Deutschland, in meiner Heimatstadt Offenburg. Auf einem roten massigen Sandsteinsockel steht in edler Galtung die überlebensgroße Gestalt von Sir Francis Drake. Der etwas beliebte Seefahrer mit dem Wiedemannsgeßicht trägt in seiner Linken eine Kartoffelstange mit reichlichen Wurzelknollen. Das Monument wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Stadt von dem Bildhauer Friedrich aus Strazburg gesetzt, und hat Anlaß zu manchen Spöttereien gegeben; denn Offenburg ist früher so eine Art badisches Schwabla gewesen und wurde von seinen solider veranlagten Nachbarn stets etwas von oben herunter behandelt. Es ist nicht ohne Humor, daß einer der freiesten englischen Freireuter des Mittelalters, der alle Meere besuhr, um seiner Lebensaufgabe, der Plünderung spanischer Küstenbesitzungen, obzuliegen, bei dieser Gelegenheit Kartoffelstangen von Südamerika nach Europa brachte, in der friedlichen badischen Stadt Offenburg ein so honettes Denkmal bekam.

Eine wesentlich sympathischere Persönlichkeit ist der Besinger der Kartoffellegenden, dessen Lied im Anfang und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein wirkliches Volkslied geworden war, welches aus eine dem selbstzufriedenen Wiedermann des Kartoffelbüßens entsprechende Melodie gefungen wurde. Der Verfasser war der badische Dorfkapellmeister Sauter in Flehingen bei Bruchsal, das Urbild des Wiedemanns mit ai, nach dessen Ton aus heute noch der Wiedemann mit ei in der „Jugend“ singt. Lust an dem beschränkten Glück des Kleinhabtlebens, eine derbe gesunde Gemüthsfröhlichkeit mit leisen lyrischen Anwandlungen und lehrhaften Zwischenbemerkungen durchwachen, die heute natürlich nur noch komisch wirken, das ist der Charakter der Verse des dichtenden Dorfschulmeisters, der, beiläufig gesagt, in seiner Rede zu den im Jahre 1811 erschienenen „Volkslieder und andere Reime“, auf den Namen eines Dichters ungeschickt dieser und einiger anderer vielleicht nicht mißlungener Lieder keinen Anspruch macht. Aus dem Kartoffellied, das heute gänzlich vergessen ist, und 2 Strophen enthielt, geben wir folgende Verse wieder:

Herbei, herbei zu meinem Sang!  
Gans, Hühner, Kackel, Stoffel!  
Und singt mit mir das Ehrenlied,  
Dem Stifter der Kartoffel.

Franz Drake hieß der brave Mann,  
Der vor zweihundert Jahren  
Von England nach Amerika  
Als Kapitän gefahren; . . .

Dank, ehler Drake, habe Dank  
Für deine rare Speise!  
Sie nährt, sie labt, sie nützt uns  
Auf hundertfache Weise.

Laßt dieser vielen Arten uns  
Nur einige erweisen:  
Erdbirnenfröhlich und fleischig dazu  
Das ist ein köstlich Essen.

Grundbirnen frisch vom Sud hinweg,  
Dazu ein Bällchen Butter,  
Das ist, nicht wahr, ihr Stimmt mit ein?  
Ein delikates Futter.

Salat dabon, gut angemacht,  
Mit Feldsalat durchschossen,  
Der wird mit größtem Appetit  
Von jedermann genossen.

Gebräutet schmeden sie auch gut,  
In saurer Brüh nicht minder;

Man sieht, daß der alte badische Schulmeister wußte, daß es die Kartoffeln nicht allein latet, sondern daß auch „Fleisch dazu“ gebühre, um ein „köstlich Essen“ zu sein. Daß Drake nicht nur der Entdecker oder Auffinder und Verpflanzter, sondern auch der „Stifter der Kartoffel“ gewesen sein soll, muß der Sauterischen Muse zugute gehalten werden. A. F.

### Aus fernen Zonen.

Land- und Seestudien.  
Von Karl Böttcher (Wiesbaden).  
(Nachdr. verb.)

Auf Sardinien.

Den Golf von Neapel hinaus — tausendfach gefeiert durch Feder und Pinsel — heute eine düstere Fahrt. . .

Niedriger, bleifarberer Himmel. Das Meer in drohender Ruße. Drüben der Bewußt zieht seinen Rauchschwanz ein wie eine ängstliche Raße.

Ob Nebel, ob Sturm, ob beide in brüderlicher Vereinigung — in dieser Jahreszeit muß man zur See auf alles gefaßt sein. . .

Das blaue Tyrchener-Meer versteht sich auf Ueberraschungen. Naum, daß wir die an den Horizont gezeichnete, mehr und mehr verschwindende Lidgalklinie der Gebirge Sardinia's im Rücken haben, da greift der Teufel in seine best-

hasteste Kumpflammer und schießt uns ein Wetter auf den Buckel — ein Gebrüll aus Hagel, Regen, Nebel, Sturm — huh! . . .

Gerummelnden Matrosen in ihren kriefernden Gummiänteln spritzt der Regen auf uns in die kalten Bandiengeflüchter. Das Schiff rollt entseßlich. Die Masten pendeln in weiten Schwüngen hin und wieder — ächzend, schöhnend, kackend.

Im Zwischendeck alles überfüllt mit Passagieren — armen Teufeln, die vom Festlande auswandern und auf Sardinien ihr Glück versuchen wollen. Auf Sardinien! . . . Varnbergszeit! . . .

Einige liegen auf Säden herum; andere hocken zwischen schmutzigen Bündeln, ihrem ganzen Hausstand; noch andere drängen sich in eine Ecke zusammen — so wärmt man sich gegenseitig.

Ein paar alte Weißbärte starren resigniert ins Meer. Seekranke Rütter, zerlumpt, abgezehrt, zähnelappernd, versuchen ihre seestranke Kinder zu beruhigen. Aber das Schreien und weint und wimmert weiter hinein ins Wogengetraus.

Mit dem sinkenden Tage verschlimmert sich das Wetter. Nun feuert eine Schiffsladung kondensierter Angst in die Dunkelheit.

Nach das Meer für ein Vergnügen daran haben kann, eine ganze schwarze Nacht hindurch einem Haufen hungrierer, durchnäpfter, zitternder Menschen Todessehne einzujagen und dabei mit höhnischem Sturmgeläch aufzuspielen — die Philosophen mögens ergründen. —

Nach siebenundzwanzigstündiger Schauerfahrt laucht am folgenden Nachmittage die felsige Sardinien auf.

Schroffe Höhen glänzen herüber, umflattert von allerhand Seegevägel. Erigte Landfressen, von Felsblöcken bedeckt, mit Kaktusgestrüpp bewachsen, ziehen sich weit hinauf. . .

Und jetzt stellt sich auch Cagliari vor, die Metropole der Insel. Kleine, flache, die Berge emporklommene weiße Häuser, hochgewölbte Mauern, lange Terrassen — eine Stadt von echt südlichem Typus.

Trübselig schleicht unser Schiff in die Bucht. . .

Evoo! — glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat. —

Stundenlang heige ich in Straßen und Gäßchen herum, probiere die sardinischen Weine — oh, oh, feruige Tropfen! — krieche in verschiedene rauchgeschwängerte Spumellen, unterhalte mich auf dem sonnenwollen Quai mit Matrosen, mit Müllern, mit Koffisten. . . Was wollt ihr? Man muß sich doch allmählich anpassen!

Aber dieser grelle Gegensatz zu Neapel! Aber direkt aus der lebensfreudigen Bewusstheit hierher kommt, dem ist es, als trete er aus einem Passaale auf einen Kirchhof. . .

Von der zittergerühnten italienischen Fröhlichkeit keine Spur. Da klingt kein Tamborin, gibtet keine Pandoline, erntet keine Guirlande. Jedes Lachen scheint bereits in den Kehlen zu ersticken. Alles ist auf Ernst und Trauer gestimmt, wie bei den branden Seelen hoch oben im europäischen Norden, etwa in Hannover.

Je mehr ich die Sarden beobachte, um so melancholischer erscheinen sie mir — so melancholisch, daß ich den einen oder anderen fragen möchte: „Nanu, Signore, kommen Sie gerade von einem Begräbnis oder gehen Sie zu einem solchen? . . . Wie? . . . Keins von beiden! . . . Aber Sternkreuzbommentelement, da können Sie wohl gar nicht lachen? . . . Selten? . . . Kardon — mir scheint, Sie haben in Ihrem Leben überhaupt noch nicht gelacht.“

Mit dieser scheinbaren Trauer harmoniert auch die Farbe der Nationaltracht: zumeist trübseliges Schwarz.

Wenn ich doch einen lieblichen Sarden daherschleichen sehe mit weitem, genial umgeschlungenen spanischen Mantel, schwarzjunktelen Augen und einem Gesicht, wie der fünfte Akt einer Tragödie — ich denke, ich begegne einem Herzog Alva vom Theater. Nur daß die Leute hier den großen Faltenmantel großzügiger tragen, als die meisten deutschen Wägenführer.

Nur solcher Traurigkeit ist nicht nur die Stadt angehaucht — nein, auch die ganze Umgebung. . .

Ja, gural die Umgebung. . .

Sie erinnert mich mit ihrem wilden Felsgeflüß, ihrem düstern Steingeröll, ihren verworrenen Kalkufsteden, ihrer eigenartigen Gebirgsformation an die Gegend von Jerusalem mit dem Oelberg und dem Sidrontal und der traurigen Berglehne, an welche Bethanien seine verfallenen Hausbaraden schmiegt. —

So glänzen auch von den Höhen Cagliari der Ausblick ist auf das bergumsäumte Meer — weit draußen gehen gerundet und gebüßt die Segel darüber hin und die frohgelante Sonne vertreibt sich die Zeit mit dem Herworgaubern der wunderjamsten Lichteffekte — der Blick in das soziale Leben der Stadt zeigt finstere Horizonte. Wollen bitterster Armut hängen darüber.

Ach, vor so mancher Tür, weit geöffnet auf das schmutzige Gäßchen, made ich Halt und blicke in Cagliari'schen Familienleben. Oder ich trete auch gleich ein in den fensterlosen Wohnraum.

Drinnen im Halbdunkel graues Elend. Mir ist, als befinde ich mich im bivalentigen Heim einer zigeunernden Seiltänzergruppe.

Aufgespannte Wäschelein, in der Ecke, neben dem breiten Bett, junge Fiegen, daneben ein paar Käsen, ringsum eine fabelhafte Menge hungrierer Kinder. Der zerlumpte Vater, mit schwarzbartigem Gesicht ins glimmende Kohlenbeden glökend — ach, dem ist es in die verwetterten Züge gegraben, daß er Not und Unglück in hundert Formen kennen lernte. . .

Als einziger Schmuck des ganzen Raumes guden die verblühenen, plumptolorierten Bilder Garibaldi's und Mazzini's von der Wand herunter. Fliegenzwärme halten darauf vieltausendköpfig besuchte Volksversammlungen ab. —

„Die „bessere“ Gesellschaft Cagliari's besteht aus einer Linnenge von Rechtsanwältin, noch mehr Zollbeamten und doppelt so viel Steuerintendern. All diese Herrschaften arbeiten im Schweiße ihres Angesichts, am meisten aber die Steuerintendern.

Beshalb gerade diese?

Das führt zum Trauerpiel der sardinischen Steuerzahler. . . Wenn ich auch über dieses Kapitel spreche — stets merke ich an dem Winken seiner

Augen, dem erregten Zittern seiner Stimme, daß ich ein für ihn finstere Thema berichte.

Unter der glühenden Sonne Sardinien's — was haben da phantastische Köpfe für Steuern ausgedreht! Kaum etwas, worauf der Steuerzerr nicht niederträufelt. . .

Ich habe bisher fünf Reiter der weiteren Umgebung Cagliari's abgelaufen — Treuenbricken an der Spatier oder Rosemudal an der Panse bei Bellfädie dagegen — Reiter, in denen vielleicht noch kein Mensch eine flache Campagner gesehen. . . In keines konnte ich eintreten, ohne daß am Grenzpfahl ein paar schmutzige Hände plötzlich an mein Umhängtäschchen fühlten und eine rauhe Stimme in dem Dialekt gerührtem Italienisch fragte: „Wusjuh! Wusjuh! . . . Was Steuerbares?“

„Weiß nicht. Sehen Sie nach! In der Tasche steckt mein Notizbuch, zwei Bleistifte und drei oder vier aufgezeichnete neue Gedanken. . . Vielleicht?“ — Ob der Staat die Steuern selbst einreibt? Denkt nicht daran. Da gibt es eine effektvollere Methode. Welche? Ihr werdet sie sogleich kennen lernen.

Einer der von mir besuchten kleinen Orte, zwischen Pinien, Olivenbäumen und Zwergpalmen gelegen, zählt einige Tausend Einwohner. Er hat nach amtlicher Schätzung monatlich 6000 Lire Steuern aufzubringen. Aber die Armut in ihrer ganzen Brutalität hockt in dem kleinen Nest. Mit der Zahlungsfähigkeit der guten Leute steht es so ein bißchen — hm, hm! Der Staat bekommt vielleicht nur einen Teil dieser Steuern und den auch nur tropfenweise. Ha, wenn er die ganze Pracht auf einen Wurf erzielte — dies wäre bequemer und sicherer dazu. Aber wie das? . . .

Er verpachtet einfach die Steuern an den Meistbietenden. Eine Auktion wird veranstaltet. Achtung, ihr Kaufleute! Etwa sechstaufend Lire fälliger Monatssteuern sind zu beschaffen! Spekulantien bieten viertaufend, fünftausend, sechstausend. . .

„Ach was“, denkt einer, „die sind siebentaufend unter Würden wert!“ . . . Eine Heine, von der schmutzigen Blut des Geldzusammenschindens ersehnte Aktiengesellschaft aber zahlt siebentaufendhundert. O, die wird ihre Auslagen, verbrämt mit einem hunderten Profiten, schon zusammenbringen!

Nun hebt sie ihre Steuerreiber — Marodeure auf den Schlachtfeldern im Kampf uns Dasein — auf die Familien los, auf all die armen Teufel, welche ohnehin nichts zu beßen haben.

Ihr Fiegen im Stall, ihr Betten auf der schmutzigen Pritsche, ihr buntfarbigen Lumpen und Lappen, seht euch vor! Die Horde der Steuerintendern zieht herum! . . .

Nun wird ausgepöndelt bis aufs Hemd, am liebsten bis auf die Knochen. Selbstverständlich hat die „Aktiengesellschaft“ die Steuern nach Gutdünken erhöhht. Dagegen Prozeß führen? Dazu gehört Geld. Zudem geht auch in Sardinien die liebe Nachschlage zuweilen an der Krüde.

O, ihr Brüder Studios „auf Deutschlands hohen Schulen“, die ihr den Gerichtswohlgieher vier Treppen nach einer poetischen Kanfärde emporsteigen laßt, um ihm dann den leer dahergängenden Beutel und die schöne Aussicht über die nahen Schornsteine mit ihrem trübseligen Rauchgetöhl zu zeigen — sardinische Steuerintendern würden mit euch anders umspringen. Da müßten das Couleurband und die Wabuschgen und die allen Strümpfe und der Papiertragen mit von dannen trotten.

Man sieht, die Steuerpächterei ist gar kein so schlechtes Geschäft. . .

Nordwärts, ihr Bucherer großen Stils, ihr Pfandleiher aus Begeisterung, ihr a tout prix-Geldmacher ohne Furcht und Zedel, ihr raschen Verdienner ohne Gewissen — nach Sardinien gedampft! Hier läßt sich euer löbliches Geschäft noch steigern; hier könnt ihr Blut pachten! —

Wenn ich in diesem schönen Sardinien, unter dem blauen Himmel, inmitten der biederen Bevölkerung, über die sonnigen Hügel dahingehle — immer ist es mir, als höre ich die Steuerfährte quieschen, als wär es ihr Knirschen, welches den armen Leuten jede Fröhlichkeit aus der Seele segt.

### Die neueste Modetorheit — für Herren.

Die Männer, die sich so gern das häßliche Geschlecht und die Herren der Schöpfung nennen lassen, behalten immer weniger Recht, über die Willkürigkeit der Frauen zu spotten, die sich gehoriam jedem neuen Zwang der Mode fügen, ohne ihn auf seine Zweckmäßigkeit und seine ästhetische Berechtigung hin zu prüfen. Auch uns bringt die Mode in jedem Jahr etwas anderes. Mal muß die Huttrempe hoch und geschweift, dann muß sie, wie jetzt, gradlinig und flach sein, früher war der Rockausschnitt so hoch, daß er kaum die Krawatte sehen ließ, jetzt ist er so tief, daß man die Weste in all ihrer Schönheit bewundern kann, noch vor wenigen Jahren trug man die Stiefel nach englischem Muster vorn abgerundet, gegenwärtig ist der spitze Herrenstiefel wieder modern. Das alles läßt sich schließlich noch hinnehmen, denn wenn unsere Velleidungsfunktion nicht ihre Vorschriften zu jedem Winter und jedem Sommer wechselten, würde ihr Geschäft nicht blühen, und sie wollen eben auch leben. Was soll man aber von jenen äußeren Wägschen sagen — der Berliner nennt sie greutreffend „Kastoreien“ — denen auch die leiseste Spur von irgendwelchem Sinn und Verstand fehlt und die trotzdem wie eine Epidemie um sich greifen in den Kreisen derer, deren höchster Ehrgeiz es ist, jeder Laune der Mode slavisch zu folgen!

Einmal war es Brauch, die Weinfleider aufzukumpeln, selbst beim schönsten Wetter, auf dem trockensten Straßenpflaster. Das neueste aber ist, daß man die Handschuhe nicht aufknüpft, sondern umschlägt, so daß das Futter der unteren Hälfte sichtbar ist und das Handgelenk unbedeckt bleibt. In Paris macht diese Mode gegenwärtig Furor, und wir können daher erwarten, sie bald auch bei uns importiert zu sehen. Sie ist wie ein gemeinsames Freimaurergewand für die junge Rebellei, die etwas auf sich hält. Es ist über Nacht altdäterlich, philisterhaft, stiebsbürgerlich geworden, den Handschuh ganz abzukreuzen und Knöpfe und Knopflöcher ihrer Bestimmung gemäß zu verwenden, ob es sich nun um den Straßenhandschuh oder um den weissen Handschuh zur Abendtoilette handelt.

Was mag sich der Erfinder dieser Mode wohl dabei gedacht haben? Die